Zeitschrift: Baselbieter Heimatblätter
Herausgeber: Gesellschaft für Regionale Kulturgeschichte Baselland
Band: 11 (1946-1947)
Heft: 4

Artikel: Die ergötzliche Amerikafahrt des Baselbieters Albert Hägler [Schluss]
Autor: Hägler, Albert
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-860392

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

BASELBIETER HEIMATBLÄTTER

Vierteljährliche Beilage zum Landschäftler
Nr. 4 11. Jahrgang März 1947

Die ergötzliche Amerikafahrt des Baselbieters Albert Hägler.

(Schluss.)

Wieder Bauernknecht.

In St. Louis konnten wir leicht aus unserem Versteck entkommen. Wir begaben uns dann in das Kosthaus zur «Schweizerheimat» und bestellten ein Mittagessen, da wir beide tüchtig Hunger verspürten. Beim Fortgehen redete mich unter der Tür ein Milchmann an, er sehe mir an, ich sei ein Schweizer und suche Arbeit, er könne mir solche verschaffen. Wenn ich wolle, könne ich sofort mit ihm nach Hause fahren, er sei ganz allein und habe 18 Kühe und 4 Pferde zu besorgen. Er wolle mir zwar gleich sagen, er habe eine böse, streitsüchtige Frau, deswegen sei er die meiste Zeit allein und die Arbeit sei doch zu viel für einen Mann. Ich solle doch so gut sein und mit ihm kommen, er gebe mir einen rechten Lohn. Ich besann mich nicht lange und sagte zu. Der Mann dauerte mich und so fuhr ich mit ihm nach Hause. Er wohnte in einer Vorstadt draussen und besass einige Jucharten Land nahe bei seinem Hause.

Als wir bei ihm ankamen, war seine Frau gerade am Brunnen. Ich grüsste sie, half dem Mann die Pferde ausspannen und besichtigte nachher den Kuhstall. Ich musste gestehen, dass der Mann trotz der vielen Arbeit alles in musterhafter Ordnung hielt. Es wurde mir ein kleines Zimmer mit einem sauberen Bett angewiesen. Am Morgen ½5 Uhr fing ich an zu melken und ½7 Uhr war ich fertig. Der Meister konnte schlags sieben Uhr mit der Milch in die Stadt fahren. Als er zurückkam, lobte er meine Arbeit. Seine Frau sagte: «Ja, jetzt haben wir einen guten Burschen; er hat mir Wasser, Holz und Kohlen in die Küche getragen und die Schweine und Hühner gefüttert. Dem darfst du einen rechten Lohn geben, mehr als dem letzten Schlampi!» Bei Meister Ebinger blieb ich zwei Monate, dann reiste ich wieder nach Sedalia.

In einer Wirtschaft erkundigte ich mich, ob nicht ein Luzerner, Huber mit Namen, am Abzugskanal arbeite und hier an der Kost sei. Der Wirt, ein Bündner namens Konrad Brugger, konnte mir keine Auskunft geben. Als ich mich entfernen wollte, kam ein kleiner Mann mit

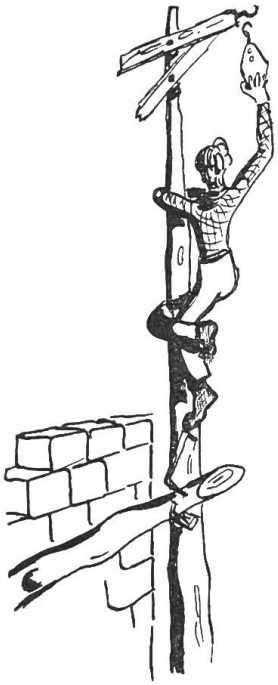
rotem Bart in die Wirtschaft, ein Amerikaner und echter Yankee. Der sagte zum Wirt, er solle mich fragen, ob ich vielleicht als Melker zu ihm kommen wolle. Der Wirt redete es mir aus; dieser Meister sei ein böser Mensch und habe seinen letzten Knecht so geschlagen, dass er im Spital gestorben sei. Auch die Frau des Wirtes trat zu mir und riet mir inständig ab, in den Dienst dieses Unflates zu treten. Ich aber sagte zu in der Meinung, er werde mich wohl nicht fressen. Der Rotbart nahm mich auf seinem Milchwagen mit und wir fuhren seiner Farm zu. Dort angekommen sah ich gleich, dass alles in Unordnung war. Es gab also Arbeit in Hülle und Fülle. Als ich in das Haus trat, lag dort eine bleiche Frau auf einem Schaukelstuhl und wiegte beständig hin und her. Daneben stand eine ältere Weibsperson und gaffte mich ununterbrochen an. Nach dem Essen wurde mir circa 200 Schritte vom Haus entfernt in einer kleinen Hütte mein Lager angewiesen. Dann zeigte mir Herr Dormann die Ställe. Im Kuhstall waren 26 Stück Vieh, im Pferdestall 2 Esel und 4 Pferde; Schweine waren es etwa 50, Hühner 500 bis 600. Ich hatte in meinem Zimmerchen nichts als einen Ofen, einen Stuhl und einen Wecker. Morgens zwei Uhr rasselte dieser herunter und ich musste mein Tagewerk beginnen. Da Herr Dormann nur oberflächlich melken konnte, hatte ich diese Arbeit allein zu versehen. Wenn ich vier Kannen Milch für die Kunden in der Stadt gefüllt hatte, liess ich die Kälber an den Kühen saugen, was mir viele Arbeit ersparte. Der Mist wurde mit Wasser weggeschwemmt. Draussen vor den Ställen dehnte sich ein schwarzer See von Jauche aus. Zweimal erstickten darin Kühe, die nicht auf den Brettern hinausgelaufen waren. Die Fütterung bestand aus Krüsch und gequetschtem oder gemahlenem Mais. Auch die Maisstengel wurden mit den Blättern geschnitten und verfüttert. Den Pferden gab man die Maiskolben ganz in die Krippe. Beim Füttern musste ich immer gut aufpassen, dass ich keine Hühnereier zertrat. Jeden Abend konnte ich deren bis 500 Stück zusammenlesen. Herr Dormann nahm die Eier dann alle zwei Tage in die Stadt mit. Mein Meister war strenger Abstinent. Trotzdem war sein Keller mit Most gefüllt; mir aber gönnte er niemals einen Tropfen. Mit allen seinen Nachbarn lag Dormann im Streite. Oft wurde mir von diesen zugeredet, ich solle doch nicht bei dem verhassten Manne bleiben.

Eines Abends fragte mich Dormann, ob ich die Eier gerne habe. Er schnitt ein gesottenes in der Mitte entzwei und bot es mir an. Ich aber schüttelte energisch den Kopf und spuckte auf den Boden. Da brachte er mir eines zum Austrinken, worauf ich tat, als ob ich mich erbrechen müsste. Das gefiel Dormann; er lächelte seiner Frau zu und bemerkte: «Allright, so ist's recht!» Darauf fragte er mich, ob ich lieber Wasser oder Most tränke. Ich erwiderte, Wasser sei das beste Getränk. Jetzt strahlte er vor Freude. Indessen liess meine Kost zu wünschen übrig und ich verspürte bei meiner strengen Arbeit oft grossen Hunger. Dem musste abgeholfen werden. Ich gab der Magd an, ich müsse Fett für ein krankes Euter haben. Sie gab mir ein ziemlich grosses Gefäss voll, das ich unter meinem Bett aufbewahrte. Abends sattelte ich ein Pferd und ritt in die Stadt, wo ich eine Pfanne, einen kleinen Schlauch nebst drei Krügen erstand. Als Herr Dormann in der Stadt war, füllte ich die Krüge im Keller mit Most und versorgte sie in meinem Zimmerchen. Am Abend probierte ich meine Pfanne, die gut auf das Ofenloch passte.

Nun wurden 6 Eier in die Pfanne geschlagen, Brot hatte ich in der Stadt auch gekauft, ein Mostkrug trat in Tätigkeit und bald erlabte ich mich köstlich an Speise und Trank. Jeden Abend, wenn ich Hunger verspürte, wiederholte ich dieses Verfahren, bis mir die Eier schliesslich verleideten.

Nach einer Tätigkeit von zwei Monaten verlangte ich von Herrn Dormann meinen Lohn. Er bat mich ein paar Tage um Geduld, da er augenblicklich kein Geld im Hause habe. Nach dem Ablauf dieser Zeit mahnte ich ihn mit höflichen Worten an sein Versprechen, bekam aber keine Antwort. Als ich am folgenden Morgen beim Melken war, erhielt ich plötzlich einen wuchtigen Schlag auf den Kopf. Ich merkte bald wo Lands, schleuderte den Milchkessel in den Stall hinaus und versetzte dem Angreifer — es war natürlich Herr Dormann — einen wohlgezielten Tritt. Hierauf stürzte ich mich auf ihn, überwältigte ihn und band ihm Hände und Füsse mit einem Strick zusammen.

Nun ging ich kurzerhand in mein Zimmer, packte meine Siebensachen zusammen und ritt in scharfem Trabe der Stadt zu. Dort machte ich beim Sherif Anzeige, dass ich zum Ersatz für den ausstehenden Lohn ein Pferd gepfändet habe. Das Pferd kam dann in einen Pfandstall, ich aber begab mich zu einem Advokaten, der mir versprach, meine Lohnforderung innert kürzester Zeit einzutreiben. Währenddem der Advokat nach Dormanns Farm ritt, wartete ich in der Wirtschaft von Konrad Brugger und erzählte dort meine Erlebnisse mit Dormann. Nach einiger Zeit fuhr dieser mit verbundenem Kopf auf seinem Milchwagen dort vorbei. Brugger fragte ihn, wo er im Kriege gewesen sei, erhielt aber keine Antwort. Bald darauf erschien der Advokat und überbrachte mir 65 Dollars, von denen er 10 für seine Mühewaltung zurückbehielt. Ich nahm darauf bei Brugger das Mittagessen ein und dampfte dann mit dem nächsten Zuge wieder St. Louis zu.



Bierbrauer, Kraftmeier, Papierer und Hausbursche.

Hier traf ich meinen Kollegen Huber wieder an und wir beschlossen, am Abend nach dem Staate Ohio zurückzureisen, um dort unser Glück zu versuchen. Wir bestiegen wieder einen Güterzug und langten am andern Morgen um ½5 Uhr in Cleveland an. Sofort fanden wir Arbeit in einer Bierbrauerei, wo es uns sehr gut gefiel; denn noch nirgends waren wir so gut entlöhnt worden. Als wir drei Monate dort gearbeitet hatten, brannte die Bierbrauerei eines Nachts vollständig nieder und wir waren auf dem Pflaster. Unser nächstes Ziel war Buffalo. Hier wurde ein Gerichtsgebäude erstellt und gerade sollte ein Arbeiter einen Flaschenzug hoch oben auf einem «Türk» anhängen. Keiner getraute sich, diesen Auftrag auszuführen. Da kam der Baumeister auf mich zu und fragte mich an, ob ich es wagen wolle, er bezahle mir 20 Dollars, wenn es mir gelänge. Als ich mich weigerte, versprach er mir 25 Dollars. Rasch entschlossen sagte ich zu, zog Schuhe, Strümpfe und meinen Kittel aus. Darauf ergriff ich den schweren Flaschenzug und schnallte mir denselben um den Leib. Der Baumeister, Herr Ackermann war sein Name, riet mir an, nicht hinunter zu schauen und nur langsam in die Höhe zu klettern. An der Spitze angekommen, fasste ich den schweren Flaschenzug mit der rechten Hand und wollte ihn an dem Haken oben einhängen. Fünf mal probierte ich vergebens; der Schweiss rann mir über Gesicht und Arm und ich konnte ihn nicht einmal abwischen. Ich probierte nochmals mit voller Kraft und endlich konnte ich einhängen. Alles rief: «Bravo!» Als ich herunter kam, nahmen mich zwei Männer auf ihre Schultern und trugen mich bis zur nächsten Wirtschaft. Hier bezahlte mir Herr Ackermann meine 25 Dollars aus. Jetzt wollte mir alles Arbeit geben. Ein Papierfabrikant nahm Huber und mich mit in seine Fabrik, wo aus Stroh Papier hergestellt wurde. Es gefiel uns aber nicht, denn den ganzen Tag stank es wie von Schafmist!

Acht Tage später reisten wir mit einem Güterzug nach Chicago. Hier arbeitete ich in einem katholischen College bei 34 Klosterbrüdern. Ein junger Mann hatte mich eingeschmuggelt. Er wusste, dass ich reformiert war, gab mir aber Verhaltungsmassregeln, damit man es nicht merkte. An diesem ruhigen Plätzchen gefiel es mir vortrefflich. Ich musste den Tisch decken, Wein aus dem Keller holen, 34 Dreideciliter-Gläser füllen, Brot schneiden, Gemüse im Garten holen und Treppen reinigen. Hier verging die Zeit schnell; denn alle Tage gab es etwas Neues zu sehen und zu hören. Jede Woche musste ich zweimal in der Hauskapelle dem Gottesdienst beiwohnen. Nach einem Aufenthalt von sieben Wochen sollte ich an einem Freitag abend die Beichte ablegen. Da kam es aus, dass ich Protestant war und ich musste sofort verschwinden.

Wieder zurück zum alten Meister.

Ich begab mich in das Kosthaus «Zum Schweizerhaus», wo ich vor dem Eintritt in das College logiert hatte. Der Wirt übergab mir eine

Postkarte aus Sedalia. Dormann, von dem ich «handgreiflich» Abschied genommen hatte, entschuldigte sich und lud mich ein, wieder zu ihm zu kommen! Ich könne den Lohn selbst bestimmen und er wolle noch einen Burschen neben mir einstellen. Der Wirt, dem ich die Geschichte, wie Dormann und ich auseinandergekommen waren, erzählt hatte, redete mir zu, es sei für mich jetzt vielleicht viel besser. So entschloss ich mich, es nochmals bei Dormann zu probieren. Es war eine stockfinstere Nacht, als ich mich nach einem Zug nach Sedalia erkundigte. Ein Eisenbahner berichtete mir, dass in kurzer Zeit ein Blitzzug der Missouri-Pacific-Bahn von Chicago abfahre. Er bestehe aus nur fünf Wagen und einer Lokomotive. Schon fuhr die Maschine an und die fünf Wagen wurden bereitgestellt. Ich hatte höchste Zeit und bestieg kurzerhand den ersten Wagen hinter der Lokomotive, einen offenen Güterwagen. Die Finsternis kam mir zustatten und ich legte mich an die vordere Wagenwand. Das Zeichen zur Abfahrt wurde gegeben und blitzschnell fuhr der Zug zum Bahnhof hinaus in die finstere Nacht. Ich lag ganz still in meinem Versteck. Indessen machte sich der Heizer an der Feuerung zu schaffen. Die Folge war, dass ein Sprühregen aus dem Kamin der Lokomotive zischte. Mehrere Funken fielen auf mich nieder und ich hatte Mühe, sie mit beiden Händen auszuwischen. Wenn sich die Männer in dem Führerstand der Maschine umgekehrt hätten, wäre ich entdeckt worden. Ich war wirklich in einer unbequemen Lage. Der Kittel hatte bereits Feuer gefangen. Ich löschte nach Leibeskräften und rollte mich an der Wagenwand hin und her. Plötzlich wurde es ganz hell und der Zug verlangsamte sein Tempo. Wir befanden uns in einer grössern Station. Der Zug hielt an. Zwei Personen stiegen aus und ich hörte den Ruf «Sedalia». Jetzt war allerhöchste Zeit zum Abspringen. Ich duckte mich und stieg rasch die Wagentreppe hinunter. Es hatte mich niemand bemerkt; aber wie ich auf den Boden kam, fing mein Kittel an zu brennen. Ich zog ihn schnell aus und warf ihn auf den Boden. Die zwei Personen, die ausgestiegen waren, begaben sich in den Wartsaal. Ich folgte ihnen; denn hier war es schön warm. Als ich nach der Uhr schaute, war es erst ½ 3 Uhr morgens. Ich legte mich auf eine Bank und schlief bald ein. Erst im Laufe des Vormittags erwachte ich. Ich suchte dann Dormanns Farm auf, wo ich mit Freuden empfangen wurde. Ein junger Bursche war wirklich schon eingestellt worden, der mich über alles, was seither vorgefallen, unterrichtete. Dormann war seit unserem «Krach» ein anderer geworden. Er liess mich nach meinem Gutfinden schalten und walten und brachte mir volles Vertrauen entgegen. Es gelang mir, dass er mit allen Nachbaren Frieden schloss. Es war nun ein gutes, schönes Verhältnis zwischen Meistersleuten und Angestellten auf der Farm. Die Nachbaren besuchten mich oft und es ging hie und da recht lustig zu, besonders, wenn die Geschwister Koch an einem Sonntag nachmittag mit ihren Handharmonikas musizierten. Von der zweiten Woche an fuhr ich mit der Milch in die Stadt. Bald stritten sich die Metzger um die fetten Kälber, die ich ihnen brachte und manch schönes Trinkgeld wanderte in meine Tasche.

Neuer Stellenwechsel.

Ich blieb mehrere Monate bei Herrn Dormann. Eines Tages erhielt ich einen Brief von meinem früheren Kostgeber in St. Louis. Er teilte

mir mit, dass Herr Aebli, der grösste Milchhändler und Farmer daselbst einen Hausknecht suche. Er habe gleich an mich gedacht; ich müsste aber sofort kommen. Es wäre nämlich eine Ehre für mich; denn es hätten sich schon 50 Bewerber gemeldet und keiner hätte befriedigt. Trotzdem ich recht ungern von Sedalia wegging, willigte ich ein. Ich kannte nämlich Herrn Aebli schon, weil ich einmal ein paar Tage zur Aushilfe bei ihm gearbeitet hatte. Aeblis Angestellte wurden von der ganzen Bevölkerung geachtet und geehrt und jedermann wusste, dass er nur brave Leute haben wollte. Platzwechsel gab es bei ihm selten. Herr Dormann sah mich nur ungern wegziehen. Wir schieden in Frieden voneinander und ich gab ihm noch mehrere Winke zur Ausgestaltung seiner Milchwirtschaft.

Nun löste ich das erste Billet für die Eisenbahnfahrt nach St. Louis, vorher war ich immer «blind» mitgefahren. In St. Louis suchte ich zuerst den Kostgeber auf, der sogleich mit mir zu Herrn Aebli ging. Ich wurde überaus freundlich aufgenommen. Herr Aebli zeigte mir den Pferdestall, nachher die Milchwagen, die gerade nicht unterwegs waren. Dann nahm er mich mit nach dem Depot; hier klärte er mich über vieles auf, das ich für meinen Dienst wissen musste. Indessen war es Mittag geworden. Herr Aebli lud mich zum Essen ein, künftig müsse ich aber bei den Angestellten essen, für die besonders gekocht wurde. Meine Arbeit bestand in der ersten Zeit im Reinigen der Milchwagen. Hie und da musste ich im Pferdestall nachhelfen oder das Buttern im Depot besorgen. Durch die letztgenannte Arbeit wurde ich mit Herrn Aeblis Mutter bekannt. Ich musste oft mit ihr den Kaffee trinken und wenn ich einmal fehlte, klagte sie, der Kaffee schmecke ihr lange nicht so gut, wenn der Albert nicht da sei. Herr Aebli schickte mich selbst oft zu seiner Mutter hinauf: «Geh' nur, ich mag's wohl leiden.» So ging es fast alle Tage; ich drehte das Butterfass und sie sass nebenan auf einem Stuhl und plauderte über alles mögliche mit mir. Ein halbes Jahr mochte vergangen sein, als Herr Aebli mir eines Tages ankündigte: «Morgen könntest du mit einem Milchwagen fahren.» Aebli fuhr selbst mit mir in die Stadt und zeigte mir die Hotels, wo zwei bis fünf Kannen abgeladen und ebenso viele leere zurückgenommen wurden. Drei Tage fuhr mein Meister mit mir, bis ich meine Kunden kannte. Alles wunderte sich, dass der bestandene Mann, der sich sonst nicht viel mit dem Milchtransport befasste, mich persönlich anlernte. In der Folge klappte das Milchgeschäft aufs beste, auch der Verkehr mit Herrn Aebli gestaltete sich so herzlich, dass ich von den andern Angestellten beneidet wurde.

Der 4. Juli ist ein Tag, dem in den Vereinigten Staaten die gleiche Bedeutung wie unserm Bundesfeiertag zukommt. Auf diesen Tag liess Herr Aebli einen meiner Milchwagen neu bemalen. Die eine Seite zeigte in prächtigen Farben den Rütlischwur, die andere einen Alpaufzug. Zudem liess er aus dem Westen zwei flotte Rappen kommen, auch neues Pferdegeschirr. Am 4. Juli wurden diese neuen Pferde zum erstenmal angeschirrt; in die Schwänze flocht man schöne Bänder, an beiden Seiten der Köpfe flatterten bunte Fähnchen. Es war eine Freude, dieses schöne Gespann anzusehen. Herr Aebli fuhr mit seiner Einspännerchaise zum Hof hinaus, ich mit dem Milchwagen hintendrein. Aber o weh, als ich in die Strasse einbog, lösten sich die beiden Hinter-

räder meines Fuhrwerkes. Ich hielt sofort an, Herr Aebli, bleich vor Zorn, ebenfalls. Wir vermuteten einen Racheakt eines Angestellten, der schon längst gerne mit einem Milchwagen gefahren wäre. Der Mann musste antraben und den Wagen wieder instand stellen. Endlich fuhren wir ab. Eine grosse Volksmenge lief dem Wagen durch die ganze Stadt nach. War das ein Jubel der Bewunderung!

Als wir nach Hause kamen, liess Herr Aebli den Saboteur, Karl Sommer hiess er, kommen und zahlte ihm seinen Lohn aus. Nachher hatte er sofort die Farm zu verlassen.

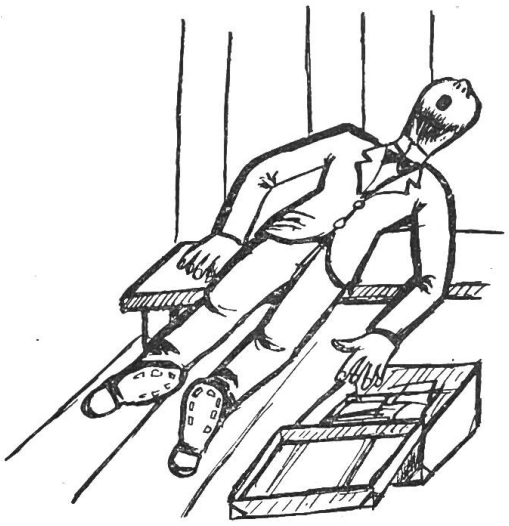
Die beiden schönen Rappen, die ich jetzt für meinen Milchwagen hatte, wollten mir nie so recht parieren. Herr Aebli riet mir, ich solle mit ihnen in die Carental-Ebene fahren, um sie dort zu trainieren, bis sie müde geworden seien. Nach einer Stunde harter Uebung waren die Pferde mit Schweiss und Schlamm bedeckt und ich kehrte um. Als ich bei einem Brunnen vorbei kam, winkte mir eine verhärmte und abgemagerte Frau. Wer beschreibt meinen Schrecken, als ich in ihr Frau Herzig aus Luzern erkannte, die auf der Hinreise vier so schöne Kinder bei sich gehabt hatte. Ich band meine Pferde an und begab mich mit Frau Herzig in ihre Wohnung. Die war ärmlich genug in der Dachkammer eines Hauses. Statt des Bettes lag eine Matratze auf dem Boden; alles war zerlumpt. Auf meine Nachfrage erzählte sie mir, ihr Mann habe sie verlassen. Sie habe ihren Eltern geschrieben und erwarte jeden Tag deren Bericht. Nach meiner Rückkehr erzählte ich die traurige Geschichte Herrn Aebli. Er gestattete mir, Frau Herzig alle Tage mit Milch und Butter zu versorgen. Da sie aber ziemlich weit weg wohnte, konnte ich erst am Nachmittag dort vorbeifahren. Am nächsten Tage traf ich Frau Herzig nicht mehr in ihrer Wohnung an. Nach einer Mitteilung ihres Hausmeisters wurde sie am gleichen Tage samt ihren Kindern von einem Manne, wahrscheinlich ihrem Vater, abgeholt und nach der Schweiz zurückgeführt.

Auf diese Art sind in früheren Jahren viele Auswanderer in Amerika zugrunde gegangen, ohne dass in der Schweiz jemand etwas davon wusste. Es waren allerdings meistens Leute, die von den Heimatgemeinden nach der neuen Welt spediert wurden, weil sie als Faulenzer, Trinker nicht zum Arbeiten taugten. Vom weiblichen Geschlecht waren es solche, die uneheliche Kinder auf die Welt stellten und den Gemeinden viele Kosten verursachten.

Abenteuer auf der Heimreise.

Ich war ungefähr ein Jahr bei Herrn Aebli gewesen, als ich von draussen aus der alten Heimat einen Brief erhielt, ich müsse sofort wegen Familienangelegenheiten nach Hause zurückkehren. Ich zeigte den Brief sofort Herrn Aebli. Er bat mich, doch noch einige Monate zu bleiben; ich aber richtete mich zur Abreise ein. Am 21. September 1884 fuhr ich in St. Louis ab und 3 Tage später schiffte ich mich ein. In 9 Tagen kamen wir in London an. Hier gab's einen Aufenthalt von zwei Tagen, bis ein Schiff über den Kanal fuhr. Um Mitternacht hätte ich aussteigen sollen, um per Eisenbahn nach Paris zu fahren. Leider weckte mich niemand und so fuhr ich bis Dieppe weiter. Dort sagte man mir, entweder müsse ich zu Fuss nach Paris weiter oder mit dem Schiff wieder zurück fahren. Ich wählte das erstere. Zuvor kehrte ich in Dieppe in einem Restaurant ein. Ich stellte mein Reiseköfferchen auf ein neben der Türe stehendes kleines Tischchen und bestellte dann ein Glas Wein. Währenddem ich da sass, kam ein Mann mit einem grossen Bart herein und stellte sein Köfferchen auf das Tischchen neben das meine. Ich stellte fest, dass die beiden Reiseköfferchen einander wie zwei Fliegen glichen. Der Mann bestellte eine Flasche Wein. Nach einer Weile kam noch einer herein und setzt sich zu ihm. Bald diskutierten die beiden eifrig miteinander. Unterdessen langte draussen ein Fuhrwerk an. Der Fuhrmann streckte den Kopf zur Türe herein und sagte: «Beeilt euch, es ist Zeit, dass wir gehen!» Alsbald tranken sie aus, der Mann mit dem Bart ergriff sein Köfferchen und alle drei bestiegen das Gefährt und fuhren ab. Ich redete noch mit dem Wirt, dann nahm auch ich den Weg unter die Füsse. Ich lief ziemlich schnell zur Stadt hinaus. Nach ungefähr einer Stunde kam ich durch ein Rebgelände. Dort fand ich hie und da unter dem Laub versteckt eine schöne Traube, die mir vortrefflich schmeckte. Die erste Nacht verbrachte ich in einem Schlösschen, das etwa 200 Schritte von der Landstrasse entfernt lag. Hier war ich gut aufgehoben. In meinem ganzen Leben habe ich noch nie so gut gegessen: Bohnen an einer weissen Sauce, dazu einen gefüllten Güggel, Weissbrot und einen Schoppen Wein. In einem kleinen Zimmer hatte ich ein gutes Bett. «Mein Liebchen, was willst du noch mehr?» Als ich nach der Schuldigkeit fragte, verlangte die Wirtin bloss einen Franken. Ich bedankte mich freundlich und reiste weiter. Es war schönes Wetter zum Marschieren. Nach ungefähr einer Stunde erblickte ich einen Kirchturm, bald darauf ertönte Musik und vor mir tauchte eine grössere Ortschaft auf. Ueberall sah ich Leute herumstehen, da und dort war ein Verkaufsstand mit verschiedenen Esswaren. Es war gerade Kilbisonntag in diesem Dorf. Ich sah mich nach Trinkwasser um, fand aber nur trübes Zisternenwasser. Ich füllte meinen Becher damit, leerte es aber sofort wieder aus, weil es mir zu unappetitlich erschien. Plötzlich kam eine grosse, stattliche Frau auf mich zu und lud mich ein, mit ihr zu kommen, sie habe etwas Besseres für meinen Durst als dieses ungenießbare Wasser. Ich ging mit ihr über die Strasse und trat durch einen langen Gang in ein schönes, helles Zimmer. Dort sassen fünf Personen um einen Tisch herum, der mit Wein und Backwaren beladen war. Auf einer Bank daneben lag aber ein Mann, den ich sofort als denjenigen erkannte, der in Dieppe sein Köfferchen neben dem meinigen eingestellt hatte. Als

die Frau den Mann auf der Bank erblickte, stiess sie einen Schrei aus und fragte die andern, was das zu bedeuten habe. Einer der Männer erzählte ihr, als sein Bruder sein Köfferchen geöffnet habe, sei er wie bewusstlos niedergesunken. Sofort erkannte ich mein Köfferchen. Meine Kleidung lag obenauf, ebenso meine Kravatte. Bald war mir der Zusammenhang klar und ich erzählte meiner Gastgeberin die Sache. Jetzt ging auch ihr ein Licht auf und sie begriff, warum ihr Bruder plötzlich ohnmächtig geworden war. In seinem Köfferchen befand sich nämlich viel Geld, das nun anscheinend verloren war. Nach einer Weile erwachte der



Mann wieder und nun brachte ich zu seiner grossen Erleichterung mein in Dieppe eingetauschtes Köfferchen herbei, in welchem sich tatsächlich 17 000 Franken in französischen Noten, sowie 3800 Franken in Gold befanden. Es waren alles Geschwister, die sich in ihrem Elternhause versammelt hatten, um diese aus einer Erbschaft stammende Summe zu verteilen. Gross war die Freude dieser Leute, dass das verloren geglaubte Geld sich auf so wunderbare Weise wieder gefunden hatte. Ich musste zwei Tage als Gast bleiben, bis ich wieder weiter reisen konnte. Als Zeichen der Erkenntlichkeit erhielt ich von den Geschwistern eine prächtige goldene Kravattennadel.

Es war ein schöner Herbsttag, als ich weiter reiste. Der Weg führte von neuem durch fruchtbare Rebgelände. Hier wurde ich Zeuge einer gross angelegten Treibjagd. Die Beute, eine Menge Rehe, Füchse, Hasen, Wildschweine und allerhand Geflügel, unter anderm eine merkwürdig rote Eule, wurde auf einem grossen Brückenwagen fortgeführt. Der Weg zog sich in die Länge und ich war froh, dass mich ein Fuhrmann ein gutes Stück Weges mitfahren liess. Nachher leistete ich einem Schäfer, der mit 400 Schafen und 3 Hunden unterwegs war, Gesellschaft. Ich erfuhr von diesem Manne, der weit in der Welt herumgekommen war, manch interessantes Stücklein. Endlich kam ich in die Nähe der Weltstadt Paris und ich fand nach langem Fragen auch das mir bekannte Hotel Neuyork. Ich trat ein, nahm an einem Tisch Platz und bestellte einen Schoppen Wein. Aber niemand traf Anstalten, mich zu bedienen. Dies wurde mir bald zu dumm. Ich ging hinaus und fragte

den Portier vor der Türe, warum man mich so behandelt habe. Er lächelte nur und gab mir sein Spieglein. Ich sah allerdings sehr verlottert aus und glich eher einem Landstreicher. Unverzüglich trat ich in einen Coiffeurladen und liess mir den Kopf gehörig in Ordnung bringen. Dann zog ich mich in einem Zimmer, das mir der zuvorkommende Portier angewiesen hatte, um und betrat sauber, wie aus einem Drückli, wiederum die Gaststube. Schon kam ein Kellner gesprungen, die Serviette auf dem Arm und fragte nach meinem Begehr. Auch der Wirt kam grüssend an den Tisch. Ich hielt ihm vor, vor einer Stunde habe er mich nicht so freundlich empfangen. Er wollte mir aber nicht glauben und erst nach der bestätigenden Aussage des Portiers liess er sich überzeugen. Da konnte man sagen: Kleider machen Leute.

Räubergeschichte bei Frl. Lisa.

Nachdem ich im Hotel Neuyork übernachtet hatte, suchte ich am andern Tage die Villa Hohenfels auf. Ich wurde von Fräulein Lisa freundlich empfangen. Leider erhielt ich von ihr keine guten Nachrichten. Graf Hohenfels sei wenige Wochen nach meiner Abreise nach Amerika unpässlich geworden. Sein Hausarzt habe die Erkrankung nicht als gefährlich befunden und beruhigende Mittel verschrieben. Doch wenige Tage später sei der Graf einem Schlaganfall erlegen. Ich konnte nicht begreifen, dass der gute, alte Herr verschieden sei und bezeugte Fräulein Lisa meine herzliche Teilnahme. Darauf erzählte sie mir weiter, sie hätte vor einiger Zeit ihren Haushalt etwas vereinfacht und die Pferde, sowie verschiedene Fahrzeuge verkauft. Leider sei sie dabei Schwindlern in die Hände gefallen, wobei sie die Hälfte des Kaufpreises, eine grössere Summe Geldes, verloren habe. Ein Unglück kommt aber selten allein. Wenige Tage nachher habe man den guten Wächter des Hauses, einen stattlichen Neufundländerhund, tot vor seiner Hütte gefunden. Anscheinend sei er vergiftet worden. Einige Tage darauf sei eingebrochen worden und ausser einem grossen Geldbetrag auch die wertvolle Münzsammlung des verstorbenen Grafen gestohlen worden. Trotzdem sie ihren Diener Franz seither mit einem grosskalibrigen Revolver bewaffnet und mit der Polizei die Verbindung aufgenommen habe, ängstige sie sich jeden Abend. Sie bat mich denn auch angelegentlich, ich möge doch ein paar Nächte in ihrer Villa übernachten. Trotzdem ich nach Hause drängte, willigte ich schliesslich ein. In der ersten Nacht blieb alles ruhig; in der zweiten aber wurde ich einige Zeit nach Mitternacht durch zwei Schüsse geweckt. Schnell stand ich auf, schlüpfte in meine Kleider und begab mich in den Gang hinaus. Dort drehte ich die Alarmkurbel. Das war in den Jahren, bevor das Telephon erfunden war, eine Einrichtung, um die Polizei herbeizurufen. Als ich vor das Portal kam, erblickte ich den Diener Franz mit seinem Revolver in der Hand. Vor ihm lag ein Mann am Boden, der immer ein Bein in die Höhe zog und schmerzlich stöhnte. Franz hatte ihn angeschossen, als er von einem obern Fenster sich an einem Seil herunterlassen wollte. Etwa 30 Schritte von der Villa entfernt stand ein anderer Mann. Er drückte sich an einen Baum und hatte neben sich eine Kiste stehen. Plötzlich ertönte ein durchdringender Pfiff und zwei berittene Polizisten jagten daher und machten bei der Villa halt. Der Mann beim Baum wollte Reissaus nehmen, wurde aber von dem einen Polizisten daran

gehindert und mit den Handschellen bekannt gemacht. Indessen war auch Fräulein Lisa erschienen. Sie erkannte in den beiden Schelmen die Schwindler, die sie betrogen hatten. Der Angeschossene bekannte, dass sie auch den ersten Einbruch inszeniert hatten und versprach, alles wieder zurück zu erstatten. Beide Männer wurden nach der Polizeistation transportiert und in sichern Gewahrsam genommen. In der Kiste beim Baum fand Fräulein Lisa gestohlenes Silbergeschirr, einen alten Familienschmuck und andere Wertgegenstände. Franz und ich trugen

die Kiste wieder in die Villa zurück. Das war eine aufregende Nacht gewesen. Ich beschloss, am andern Tage abzureisen. Die 500 Franken, die ich von Papa Hohenfels erhalten hatte, hob ich samt Zinsen von der Bank ab. Es war ein ordentliches Sümmchen und ich freute mich darüber, dass ich nicht mit leeren Händen heimkehren musste. Fräulein Lisa gab mir zum Abschied noch ihre und ihres Vaters Photographie und begleitete mich zum Bahnhof.

Albert ist wieder daheim.

Nach einer raschen Fahrt kam ich in Basel an, wo ich meinen Angehörigen noch einige Geschenke kaufte. Dann fuhr ich nach Liestal weiter. Dort trank ich im Bahnhofbuffet ein Glas Wein und erkundigte mich nach dem Anschluss ins Hinterland. Auf einmal hörte ich hinter mir eine Stimme: «Ich glaube fast, das ist der Albert aus Amerika». Und richtig, der Mann kam auf mich zu und gab mir die Hand. Es war der Egg-Joggi aus meinem Heimatdorf. Er erzählte mir, dass zwei meiner Kameraden, die mit mir ausgewandert waren, in Amerika gestorben seien. Zuhause sei alles in bester Ordnung, Eltern und Geschwister gesund und munter. Bei diesen Worten kam auch der Kreuzwirt aus meinem Dorfe in die Wirtsstube. Auch er begrüsste mich und lud mich ein, mit ihm nach Hause zu fahren. Das kam mir sehr erwünscht. Bald fuhren wir das Reigoldswilertal hinauf und erreichten von dort mein liebes Heimatdörflein auf der Hochebene. Wenn ich auch nicht als «reicher Onkel aus Amerika» zurückkehrte, so gab es doch bei den Meinen ein freudiges Wiedersehen. Als ich gar meine ergötzlichen Erlebnisse auf der Reise und in der neuen Welt zum besten gab, wollte der Gwunder kein Ende nehmen.